

Das Fremde an mir

„Wir werden pünktlich da sein. Vielen, vielen Dank.“ Der Anruf, auf den ich mehr als zwei Jahre gewartet habe, ist beendet. Ich sitze regungslos im Sessel und bin wie betäubt. Mein Blick schweift durch das Wohnzimmerfenster in den Garten hinaus. Alle Bäume, denen im Herbst Äste amputiert worden sind, haben neue frische Triebe bekommen. Beneidenswert. Ich rufe Dirk an.

„Ich bin es. Dr. Lechner hat gerade angerufen. Es ist soweit. ... Ja, ich freue mich auch. ... Nein, das weiß ich nicht, aber vermutlich ein Verkehrsunfall. Schließlich ist seit Tagen ja schönstes Spenderwetter. ... Gut, bis gleich.“

Auf das Spenderwetter ist Verlass wie auf ein Naturgesetz. Die Statistik der Verkehrstoten zeigt den klassischen Verlauf eines Konjunkturzyklus. Wenn im Mai die Motorräder wieder über die Landstraßen kurven, beginnt die Aufschwungphase.

Dirk wird in einer Stunde hier sein.

Ich gehe ins Schlafzimmer. Meine Tasche für die Klinik steht gepackt neben dem Kleiderschrank. Alle paar Monate kontrolliere ich den Inhalt. Ich strecke den Arm aus und spanne kurz den Unterarmmuskel an. Zuverlässig öffnet sich Hook zum Hakengriff. Ein weiterer Muskelimpuls und die Finger der Prothese schließen sich um den Henkel der Tasche. Ich hebe sie auf das Bett. Erstaunt sehe ich, wie kleine Tropfen auf dem schwarzen Leder zerplatzen. Die feine Staubschicht, die sich seit der letzten Kontrolle wieder gebildet hat, bekommt Risse. Es tut gut zu sehen, wie meine Tränen Körnchen für Körnchen die Wartezeit mit sich nehmen. Ich steuere Hook in den Pinzettengriff, um den Reißverschluss zu öffnen. Er rutscht mir immer wieder aus den Fingern.

Ich muss an Mamas Reaktion denken, als sie mich das erste Mal mit den künstlichen Händen gesehen hat.

„Endlich bist du wieder vollständig“, hat sie gesagt und vor Freude gleichzeitig gelacht und geweint.

„Nein, Mama, das sind lediglich Körperersatzteile“, habe ich geantwortet.

Wie sich das anhöre, so nach Autowerkstatt oder Baumarkt, hat Mama mir vorgeworfen. Das ist in den versorgungsmedizinischen Grundsätzen nun mal die Bezeichnung für Prothesen, habe ich entgegnet.

„Aber Kind“, hat sie eingewendet, „du musst mit diesen Händen leben. Sie gehören doch jetzt zu dir.“ Vielleicht hat sie Recht, habe ich damals gedacht und den Prothesen wenigstens Namen gegeben: rechts der Götz von Berlichingen und links der Kapitän Hook.

Beide sind wirklich hilfreiche Werkzeuge, mehr aber auch nicht. Mein Körper endet seit der schweren Sepsis vor fünf Jahren an den Unterarmstümpfen.

Während ich die warmen Kleidungsstücke aus der Tasche nehme und sie durch luftigere Sachen ersetze, geht mir das Telefonat mit Dr. Lechner durch den Kopf. Die Spenderhände seien perfekt, hat er gesagt. Blutgruppe, Gewebeanigene, Zellstruktur und Alter würden wunderbar zu mir passen. Ich mag die Bezeichnung Spenderhände nicht. Jedes Mal erscheint mir das Bild von Struwpeters Konrad. Wie er schreit, als ihm der Schneider mit der riesigen scharfen Schere die Daumen abschneidet und ihn verstümmelt und blutend zurücklässt. Ich spreche lieber von Handspenden. Da steht das Freiwillige, das Wohlwollende im Vordergrund, wie bei einer Kleider- oder Geldspende.

Die Tasche ist fertig. Ich weiß nicht, was ich noch tun kann, um mich zu beschäftigen. Anrufe kommen nicht in Frage. Die ganzen

guten Wünsche, hinter denen die Angst durchschimmert wie durch einen Vorhang, machen mich nur nervös. Alle wissen Bescheid, dass sie von Dirk erst am Tag nach der Transplantation informiert werden.

Im Wohnzimmer liegt mein Tablet auf dem Tisch. Das hätte ich fast vergessen einzupacken. Erst will ich diese unglaubliche Neuigkeit in meinem Tagebuch festhalten. Wer weiß, wann ich in der Klinik dazu komme. Nach wenigen Sätzen beende ich die Aufnahme. Ich bin zu aufgewühlt und es dauert immer noch eine Dreiviertelstunde, bis Dirk kommt. Um mich abzulenken, blättere ich im Tagebuch. Alle Aufzeichnungen habe ich mit einem Smiley-Symbol in positiv oder negativ kategorisiert. Ich gehe zurück bis zur allerersten Aufzeichnung im Jahr eins. Wochenlang nur gelbe Kreisgesichter mit heruntergezogenen Mundwinkeln. Endlich der erste Lach-Smiley. Ich gebe den Befehl: „Jahr eins, Nummer sechs-neun abspielen.“

„Heute war ich wieder bei meiner Therapeutin. Es gibt kein Patentrezept, hat sie gesagt. Ich soll nach Strategien suchen, die mir vertraut sind, damit wir darauf aufbauen können. Also, was kenne ich in dieser Größenordnung? Natürlich, exogene Schocks. Ja, ich finde, das kann man gleichsetzen: Volkswirtschaften, die das Wegbrechen ganzer Märkte bewältigen müssen, und ich, die ich den Verlust meiner Hände zu verkraften habe. Volkswirtschaften begegnen dem Problem mit strukturellen Anpassungen, dem Abbau von Überkapazitäten, der Entlassung von Arbeitskräften. Wo habe ich in meiner geschrumpften Welt Überkapazitäten? – Wörter. Ich werde Wörter entlassen. Mit sofortiger Wirkung kündige ich:

Handschrift, Händewaschen, Handcreme, Händeklatschen,
Händchenhalten, Handkuss ...“

„Stopp“, unterbreche ich die Wiedergabe. Ich weiß noch, dass ich nicht einmal vor Sprichwörtern haltgemacht habe. Es ist befreiend gewesen, nichts mehr im Handumdrehen erledigen zu müssen. Über die Jahre habe ich die meisten Kündigungen wieder rückgängig gemacht, aber nicht alle. Wie jemand, der sich auf dünnes Eis begibt und nicht weiß, ob es tragen wird, probiere ich flüsternd das schrecklichste Sprichwort von allen: „Wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand.“ Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Bis heute habe ich keine Antwort darauf gefunden, welchen Pakt ich mit dem Teufel geschlossen haben könnte, dass er mir sogar beide Hände genommen hat. Nur nicht wieder darüber nachdenken. „Jahr zwei, Nummer eins-fünf-drei abspielen“, befehle ich wahllos.

„Es ist merkwürdig, aber seit einigen Tagen will ich alles über meine verlorenen Hände wissen. Vielleicht, weil Hook und Götz jeden Tag gleich aussehen. Sie haben zwar eine realistische Hauttextur mit kolorierten Blutgefäßen und Knöcheln. Doch die Rillen im Silikon sind nicht vom Leben, sondern von einer Maschine geprägt worden. Geklonte Roboterhände ohne einzigartige Fingerabdrücke. Ich bin traurig, dass ich meine Hände nicht richtig wahrgenommen habe, als ich sie noch hatte. Sie haben gegriffen, getastet, gefühlt, gestikuliert und gestreichelt. Jede Hand durch siebenundzwanzig Knochen, vierzig Muskeln und Sehnen unendlich beweglich. Mit siebzehntausend Sensoren für Druck, Temperatur, Vibration, Schmerz und Zärtlichkeit. Ich habe die Landkarte meiner Handlinien nie betrachtet. Es fühlt sich an, als

hätte ich vergessen, ein wichtiges Handbuch zu lesen. Auf Fotos kann ich erkennen, dass meine Handflächen quadratisch und die Finger eher kurz waren – Erdhände laut Handtypenbeschreibung. Sie haben zu mir gepasst. Ich bin praktisch veranlagt, liebe feste Strukturen und denke rational.“

In diesem zweiten Jahr ist mir mit voller Härte bewusstgeworden, dass ich von der Spitze der Maslowschen Bedürfnispyramide abgestürzt war. Statt nach Selbstverwirklichung zu streben, habe ich geübt, den Druck beim Händeschütteln richtig zu dosieren. Und ich habe Stunden damit verbracht, mich alleine anzuziehen oder die Wimpern zu tuschen, ohne mir ins Auge zu stechen.

Im dritten Jahr ist dann eine gewisse Entspannung eingetreten. Wohl auch, weil ich wieder arbeiten konnte. Ich suche im Tagebuch nach einer bestimmten Aufzeichnung, einer mit einem weinenden und einem lachenden Smiley. Da ist sie. „Jahr drei, Nummer zwei-neun-vier abspielen.“

„Wir haben uns gestritten. Die drei Jahre, die wir noch warten wollten, sind längst um. Das war unser Zeitplan für ein Kind in meinem alten Leben. Dirk meint, wir würden es mit einem Kindermädchen als Unterstützung schon schaffen. Aber das ist gar nicht der Punkt. Ich will ganz sanft über die Babyhaut streicheln und den zarten Haarflaum fühlen können. Ich will keine Angst haben müssen, dass Götz und Hook zu fest zupacken. Ich will die Hände meines Kindes beschützend in meine nehmen, so dass es meine Wärme spüren kann. ‚Dann musst du dir eben zwei Hände transplantieren lassen‘, hat Dirk gesagt und mit den Achseln gezuckt, so, wie man etwas Abwegiges ins Feld führt, weil einem die Argumente ausgegangen sind. Aber ich habe in dem Moment

gewusst, das ist der Weg, den ich gehen will, der mir Hoffnung, Kraft und Mut gibt.“

Das ist die Wende gewesen. In meinem Tagebuch ist seither die Rate der Lach-Smileys erheblich gestiegen. Und warum sollte Dr. Lechner nicht gelingen, was den Ärzten bei Theo Kelz geglückt ist, dem man zwei Hände transplantiert hat, sechs Jahre, nachdem er seine durch eine Sprengstoffexplosion verloren hatte. Das hat auch Dirk überzeugt.

Ich habe mich akribisch in die Materie eingearbeitet. Besonders der Jahresbericht der Deutschen Stiftung für Organtransplantation las sich mit seinen Daten und Fakten angenehm vertraut wie der Geschäftsbericht einer Aktiengesellschaft. Die Beschaffung, Allokation und Verwertung von Organen ist sachlich beschrieben und mit zahlreichen Diagrammen veranschaulicht. Der Spendenskandal vor einigen Jahren hat eine unschöne Zäsur hinterlassen, die noch immer nicht kompensiert ist. Das erklärt auch, warum Deutschland in der Organaustauschbilanz bei Eurotransplant als Importland ausgewiesen wird. Zum Glück bin ich keiner der fünfzehntausend Patienten, die auf den Wartelisten für Nieren, Herz, Lunge oder Leber stehen. Hände werden als Spezialfall behandelt.

Ich höre, wie Dirk die Tür aufschließt. Endlich geht es los.

Die Krankenschwester schiebt mich mitsamt meinem Bett in den Fahrstuhl. Ich schließe die Augen und versuche, nicht an die Operation zu denken. Dr. Lechner hat mehrfach betont, wie viel Glück wir haben, dass die Spenderin ebenfalls hier in der Klinik ist. Damit gäbe es keinen Zeitverlust nach der Explantation. Sie könnten die Hände praktisch einfach in den angrenzenden OP zu

mir weiterreichen. Ich fühle mich unbehaglich bei der Vorstellung, dass die Spenderin so nah ist.

Die Tür zur OP-Schleuse öffnet sich. Gleich wird der Anästhesist beginnen, mich für die Narkose vorzubereiten. Wahrscheinlich liegt die Spenderin bereits auf einem OP-Tisch. Ich will mir das gar nicht vorstellen, aber meine Gedanken wandern wie magisch angezogen dahin – zu dir. Du brauchst keine Narkose, denn du bist unumkehrbar hirntot. Damit deine Hände für mich am Leben gehalten werden, fließt noch Blut durch deine Adern. Dein Brustkorb hebt und senkt sich im Rhythmus der Beatmungsmaschine, deine Haut ist warm und dein Herz schlägt. Deine Angehörigen werden nie erfahren, wer deine Hände bekommt. Mir kommt der irrwitzige Gedanke, sie könnten sonst ein Besuchsrecht einfordern wie in John Irvings „vierter Hand“. Auch für mich wirst du anonym bleiben. Doch deine Handlinien und dein Handtyp werden mir etwas über dich verraten. Ich habe Angst, dass es die Wasserhände einer Künstlerin oder womöglich die Lufthände einer Traumwandlerin sein könnten. Nur weil man unsere Knochen, Schlagadern und Muskeln miteinander verbinden wird, werden wir nicht eins. Ich muss, ich will in deine Hände hineinwachsen, so fremd sie mir auch sein werden. Meine Nerven schaffen jeden Tag einen Millimeter. Es wird lange dauern, bis deine Hände tun können, was ich mir wünsche. Ich will Geduld haben – und Respekt vor deinem Geschenk.

Der Anästhesist beugt sich über mich und spritzt das Narkosemittel in meine Vene. Sobald deine Hände auf dem Weg zu mir sind, werden sie die Maschinen bei dir abschalten. Mein letzter Gedanke ist, ob wir uns gleich im Niemandsland zwischen Leben und Tod begegnen werden?